

**schlagl ch**

Fankurve des Krieges

Ja, Krieg ist manchmal gerechtfertigt. Aber es stimmt bedenklich, wenn Frieden verächtlich gemacht wird, weil er oft faule Kompromisse verlangt

Die Welt steht an allen Ecken in Flammen, und der Krieg kommt gefühlt und real näher. Ich muss gestehen – und bin nicht der Erste, der das bemerkt –, wie bitter ich die Gefühlskälte vieler Zeitgenossen empfinde. 1.400 bestialisch Ermordete, in einem Bluttausch gemeuchelte Frauen, Kinder, Männer, Alte, Parityteens; ein Massaker, das in seiner Perfidie und Mordlust seinesgleichen sucht, und so viele hohle, schale Worte. Ob das Gemetzel sich jeder „Kontextualisierung“ entzieht oder nicht, ist erst einmal eine nebensächliche Angelegenheit. Man kann ja über Kontexte – welchen immer – grübeln, aber bitte doch nicht mit dieser Gefühlskälte. Durchaus fragwürdig sind gewiss jene, die rausbrüllten, es verbiete sich jedes „aber“, denn wenn man über ein Geschehnis nachdenken will, wird man niemals ohne „aber“ auskommen. Deswegen hat Navid Kermani richtig formuliert, nicht das „aber“

Wer Großziele für die ganze Menschheit verfolgt, neigt dazu, dem Einzelnen keine große Bedeutung zuzumessen

sei das Problem, sondern das, was vor dem Wort kommt. Nicht das „aber“ ist das Problem, sondern die Kälte, die dem vorangeht.

Kaum weniger verstört mich die Kriegsgeilheit so vieler, die herausposaunen, dass die Tat der Hamas und der Menschenhass der islamistischen Todessekte jede Form des militärischen Gegenschlags rechtfertigt. Da entlarven sich plötzlich Leute um mich, die ungeschminkt bekunden, beim „Selbstverteidigungsrecht“ Israels solle man jetzt bitte keinen Verzärteltheiten das Wort reden. Beim Erdbodengleichmachen Dresdens habe man doch auch keine Gedanken auf die Zivilbevölkerung verschwendet. Wo das Gerechte gegen das Böse kämpft, da wollen wir doch keine Erbsenähler sein, und irgendwie gebührt es ja wohl den meisten, die es erwischt, genau kann man das nicht wissen, so eine Bombe hat ja keine Augen. Plötzlich erappt man sich beim Gedanken, so ein Massaker könnten auch die eigenen Freunde anrichten, wenn man ihnen nur ausreichend viele Argumente liefert, dass es schon die Richtigen treffe. Ich stelle mir ein paar liebe Kumpel als Killer vor, und es läuft mir kalt den Rücken hinab.

Die Reste meiner menschenfreundlichen Gutgläubigkeit verhelfen mir zu der Vermutung, dass sich die meisten am Leid der Anderen nicht wirklich erfreuen, sondern dass wir offenbar alle relativ gut darin sind, insbesondere das Leid der als „die Anderen“ markierten als etwas Abstraktes zu behandeln, sodass wir es ignorieren können.

Es gibt eine Kriegszugeneigtheit, die sich seit Jahren verbreitet. Durchaus begründbar übrigens: Das, was man in den neunziger Jahren „Menschenrechtsbellizismus“ nannte, ging etwa davon aus, dass Kriege das kleinere Übel sind, jedenfalls relativ zu Autokraten, die ihre eigene Bevölkerung massakrieren. Zugleich wurden Kriege als

„führbar“ empfunden. Und bald als Lösung für jedes Problem. Es ist kein Zufall, dass diese Jahre mit dem Moment zusammenfielen, als uns das Kriegsgeschehen in Form aseptischer Luftbilder präsentiert wurde, wo hübsche Bombchen auf kleine Männchen abgeworfen wurden und alles so aussah wie im Computerspiel. Und sollte es traurigerweise unbeteiligte Pechvögel treffen, hatte man auch niedliche Begriffe parat: „Kollateralschäden“, was mehr nach Wasserohrbruch als nach Massengrab klang.

Ich will das nicht denunzieren; die Interventionen in Bosnien (die das Dayton-Abkommen zur Folge hatten) und die im Kosovo waren sicherlich besser als die Nicht-Interventionen in Ruanda. Ich neige nur dazu, mir grübelnd die Frage zu stellen: Was handeln wir uns ein, was kriegten wir zum Richtigen dazu, was wir gar nicht haben wollten?

Kriege gegen Diktatoren wie Putin, gegen islamische und faschistische Todessekte, sie sind genauso richtige Kriege wie die Kriege der Alliierten gegen die Nazis oder von Befreiungsbewegungen gegen Soldateskas. Aber ein wenig geht verloren, dass sich das Gute, Demokratische, das Menschenfreundliche mit Kanonen und Marschflugkörpern meist schlecht verbreiten lässt und auf den Gräbern derer, die ihre Befreiung leider nicht überlebten, nicht immer Pflänzlein künftiger Zivilisiertheit spießen.

Wer Großziele für die ganze Menschheit verfolgt, neigt häufig dazu, dem einzelnen Menschen keine große Bedeutung zuzumessen. Auch Kriege für eine gerechte Sache verheeren Länder, zerstören Leben. „Frieden ist nicht alles, aber alles ist ohne Frieden nichts“, sagte Willy Brandt.

Wir sitzen (noch) auf der Zuschauertribüne (und manchmal in der Fankurve); Schlachtnummern im Krieg gegen das Böse, und manchmal kommt mir der Verdacht, dass hier auch eine Art des geliehenen Heroismus hineinspielt. Man will in der postheroischen Gesellschaft ein paar Krümel Heldentum, stellt Unbedingtheit und Entschiedenheit aus. Solange das alles fern ist. Man wette besser nicht darauf, dass das so bleibt.

Der Firmis der Zivilisation ist dünn. Geraten Gesellschaften auf eine abschüssige Bahn, dann geht es schneller bergab, als man geglaubt hat. Sigmund Freud und Albert Einstein haben diese unerfreuliche Tatsache in ihrem legendären Briefwechsel „Warum Krieg?“ mit großer Ehrfurcht umkreist: dass moderne Kriege durch moderne Menschen, „mindestens ebenso grausam, erbittert, schonungslos“ wie frühere geführt würden, angetrieben von „Hass und Abscheu“. Gelingen es in einer Massenpsychose, die eigene Sache als gerecht, die Gegenseite aber als irgendwie inhuman zu markieren, dann breche sich das „Hass und Vernichten“ schnell Bahn.

Ich habe Sorgen. Wir haben Schritt für Schritt den Krieg rehabilitiert und den Frieden verächtlich zu machen gelernt, weil Letzterer so oft faule Kompromisse verlangt und die Grenze zwischen kluger Diplomatie und Appeasement auf keiner Landkarte exakt eingezeichnet ist. Ich habe viele kluge Meinungen gehört in den vergangenen Wochen und auch einige Phrasen und viele Slogans. Aber vielleicht, denke ich mir, hören wir eine zu selten: „Krieg dem Krieg.“



Robert Misik
Jahrgang 1966, lebt und arbeitet in Wien. Journalist, Sachbuchautor, Theatermacher und taz-Kolumnist. Jüngste Veröffentlichungen: „Das große Beginnergefühl: Moderne, Zeitgeist, Revolution“, Suhrkamp Verlag, 2022.

Die Schlagloch-Vorschau:
22. 11. Charlotte Wiedemann
29. 11. Georg Seeßlen
6. 12. Ilija Trojanow
13. 12. Jagoda Marinić

Dominic Johnson über das britische Urteil zum Ruanda-Flüchtlingsdeal

Wer flieht, braucht Schutz

Nun hat es die britische Regierung endgültig höchststrichlich schriftlich: Großbritannien darf die aus Frankreich einreisenden Bootsflüchtlinge nicht ins Flugzeug nach Ruanda setzen, statt ihnen einen Asylantrag zu ermöglichen. Das Urteil des Obersten Gerichts in London bestätigt das Urteil der Vorinstanz, wonach es zwar legal wäre, Asylsuchende in ein sicheres Drittland zu schicken, aber Ruanda keine ausreichenden Garantien gegen ihre mögliche Abschiebung in ihr Herkunftsland bietet.

Für die deutsche und europäische Debatte über das Parken von Flüchtlingen in Drittstaaten ist dieses Urteil weniger unmittelbar relevant, als es scheint. Der britische „Ruanda-Deal“ sah nämlich nicht vor, Flüchtlinge nach Ruanda zu bringen, damit sie von dort aus Asyl in Großbritannien beantragen, so wie es deutsche Denkmodelle für ausgelagerte Asylverfahren vorsehen. Der Deal sah vor, dass sie dann Asyl in Ruanda beantragen. Und natürlich kann Großbritannien weder den Ausgang eines ruandischen Asylverfahrens festlegen noch Flüchtling-

gen Schutz vor Abschiebung aus Ruanda versprechen. Keine Regierung der Welt kann eine wasserdichte Garantie für die Handlungen einer anderen Regierung abgeben. Großbritanniens Ruanda-Plan war also eine logische Fehlkonstruktion. Das gilt letztlich für alle Drittstaaten-Asylmodelle, und das ist für Europa dann doch relevant.

Die Londoner Richter haben ihrer Regierung eine unerreichbar hohe Hürde errichtet, aber tot ist der Ruanda-Deal auch jetzt nicht. Denn die konservative britische Rechte macht nach der Entlassung der streitbaren Innenministerin Suella Braverman ihre weitere Unterstützung für Premier Rishi Sunak davon abhängig, dass er hart bleibt, also letztlich einfach unter der Hürde hindurchspaziert und Fakten schafft. Es ist also gut möglich, dass doch noch ein Flugzeug aus London in Kigali landet, gefüllt mit Flüchtlingen als Spielbälle in einem britischen Machtkampf. Aber Ruanda wäre schlecht beraten, da weiter mitzuspielen. Menschen fliehen nicht zum Spaß. Und mit Menschenleben spielt man nicht.

ausland 10

Judith Poppe über einen möglichen Waffenstillstand im Gazastreifen

Keine guten Optionen

Wer die Bilder sieht, die uns aus dem Gazastreifen erreichen, wer hört, wie Narkosemittel für Operationen fehlen, wie Kinder in der Nacht vor Hunger weinen, wie ganze Familien unter Schutt begraben werden, der kann im Grunde nicht anders, als umgehend einen Waffenstillstand zu fordern.

Der Krieg lässt die nach dem grauenhaften Terrorangriff der Hamas auf Israel so oft gestellte Frage offen, wie anschließend eine Koexistenz von Israelis und Palästinenser:innen noch möglich sein soll. Die blutigen Schlachten führen nicht nur zu einer humanitären Katastrophe für die Palästinenser:innen im Gazastreifen, sondern sie bergen auch für Israel die Gefahr, die Entführten zu treffen.

Die internationale Stimmung, die anfangs vor allem angesichts des brutalen und in der Region bislang präzedenzlosen Terrors solidarisch mit Israel und Israels Recht auf Selbstverteidigung stand, kippt zusehends. Bei Demonstrationen und in den sozialen Medien wird immer öfter der Vorwurf des Genozids laut. Rechtsextreme

Fanatiker:innen, die auch in der Regierung sitzen, heizen diese Stimmung zusätzlich an, wenn, wie geschehen, die Rede gar von einer Atombombe ist, mit der man Gaza ein für alle Mal auslöschen solle.

Doch es sterben auch deshalb Tausende von Zivilist:innen, weil die Hamas die Zivilbevölkerung als Schutzschild missbraucht und ihre Quartiere neben Kindergärten und unter Spitälern einrichtet. Und auch die Islamisten halten nicht mit Drohungen zurück. So hat einer der Köpfe der Hamas vor wenigen Tagen geschworen, dass sie Angriffe wie den vom 7. Oktober wiederholen werde, bis Israel von der Landkarte verschwunden sei.

Die israelische Regierung steckt in einem erdrückenden Dilemma: Wenn sie auf die Forderungen nach einem Waffenstillstand eingeht, akzeptiert sie, dass die Hamas weiter den Gazastreifen kontrolliert und von dort aus Israel bedroht. Wenn sie die Bombardements fortführt, macht sie sich bei allem Recht auf Selbstverteidigung weiterer Kriegsverbrechen schuldig und isoliert sich international.

Emran Feroz über die Abschiebungen aus Pakistan

Missachteter Massenexodus

Weltweit wird in diesen Wochen so viel demonstriert wie schon lange nicht mehr. Grund dafür ist das Massaker der Hamas in Israel und der Krieg im Gazastreifen. Eine der größten Massenvertreibungen der Gegenwart findet allerdings woanders statt – und erlebt fast keinerlei Aufmerksamkeit.

Viele Menschen haben wahrscheinlich noch nie von dem Ort Torkham gehört. An dem Grenzübergang zwischen Afghanistan und Pakistan herrschen seit Wochen dystopische Verhältnisse. Rund zwei Millionen afghanische Geflüchtete werden von Pakistan gezwungen, das Land zu verlassen. Die faden-scheinige Begründung: kollektiver Terrorverdacht. Dass dies ausgerechnet von Pakistan kommt, das jahrzehntelang militante Gruppierungen im Nachbarland unterstützt hat, allen voran die Taliban in den letzten zwanzig Jahren, ist purer Zynismus.

Hunderttausende Menschen wurden bereits nach Afghanistan abgeschoben. Sie mussten ohne ihr Hab und Gut gehen. Viele von ihnen kamen schon vor Jahrzehnten ins Land

und kennen ihre afghanische Heimat kaum. In pakistanischen Großstädten, wo in diesen Tagen auch zahlreiche palästinensische Proteste stattfinden, wurden afghanische Geflüchtete gejagt, eingesperrt und gefoltert. Greise und Kinder wurden von Polizisten oder anderen bewaffneten Gruppen niederknüttelt. Der afghanische Massenexodus gehört jetzt schon zu den größten Vertreibungen der Gegenwart. Und trotzdem hält sich das internationale Interesse daran, gelinde gesagt, in Grenzen.

Während viele Menschen in Pakistan für die Rechte von Palästinensern und Palästinenserinnen auf die Straße gehen, scheinen sie sich für die Repressalien des eigenen Staates kaum zu interessieren. Dasselbe ist auch global und in mehrheitlich muslimischen Staaten zu beobachten. Der Fokus liegt fast überall auf Nahost. Dort scheinen die Ungerechtigkeiten einfach gestrickt zu sein, während die Emotionen hochkochen. Von diesem Narrativ profitieren auch repressive Regime wie das pakistanische. Der Geist von „Free Gaza“ gilt dort nicht.